

afrikanischer Tradition, Rückkehr aber auch zum authentischen Verständnis von Ehe und Familie aus den Quellen christlicher Offenbarung, wo diese verstellt oder undeutlich geworden sind. Ohne daß die Vollversammlung zu einem weiterführenden Ergebnis gekommen wäre – die gemeinsame Abschlusserklärung zur Ehe- und Familienthematik gibt in der Sache nur Aussagen der Studie wieder –, war auf diesem Symposium doch das Bemühen zu erkennen, afrikanische Traditionen, vor allem der Eheschließung (mehrstufiger Prozeß) und des Eheverständnisses (Angelegenheit nicht nur der Ehepartner, sondern auch von deren Herkunft, Familien bzw. Klans) im seelsorglichen Umgang mit den eigenen Gläubigen und an der missionarischen Arbeit der Ortskirchen stärker zu berücksichtigen. – Neben dem Familienthema behandelte das Symposium auch soziale und *politische Fragestellungen*. In einer Erklärung über Gerechtigkeit als wesentliche Dimension der Evangelisierung kritisierten die Symposiumsteilnehmer nicht nur strukturelle Ungerechtigkeiten im internationalen Bereich, sondern geißelten auch die Verletzung von Menschenrechten innerhalb afrikanischer Staaten. Die Afrikaner selbst könnten sich von dieser „Geißel“ nicht freisprechen. Zum neuen Vorsitzenden von SECAM wurde anstelle des bisherigen Präsidenten, Kardinal *Hyacinthe Thiandoum* (Dakar), der Gründungspräsident, Kardinal *Paul Zoungana* (Ouagadougou, Obervolta), wiedergewählt.

Zur Koordinierung der kirchlichen Arbeit in Mittelamerika trafen sich im Juni in Rom unter Vorsitz der Kurienkardinäle *Sebastiano Baggio*, *Agnelo Rossi* und *Eduardo Pironio* Delegierte der zentralamerikanischen Bischofskonferenzen, der Ordensoberen und die Spitze des lateinamerikanischen Bischofsrats CELAM. Die Konferenz sollte sowohl dem Informationsaustausch über die politische Entwicklung in den jeweiligen Ländern und *das Leben der*

*Kirche in den politischen Spannungsbereichen* als auch dem Versuch dienen, die im innerkirchlichen Raum wachsenden ideologischen Spannungen zwischen Bischöfen und Priestern bzw. zwischen Bischöfen und Ordensgemeinschaften abzubauen. In einem Interview mit der Madrider Tageszeitung „ABC“ äußerte sich der Präfekt der vatikanischen Kongregation für die Ordensleute, Kardinal Pironio, zum pastoralen Engagement der Ordensleute in Mittelamerika, das von mittelamerikanischen Bischöfen, vor allem aber von der Führung des CELAM mit Argwohn beobachtet wird. „Es wäre ungerecht“, erklärte der Kurienkardinal, der früher selbst einmal Sekretär und dann Präsident des CELAM war, „die Handlungsweisen (der Ordensleute) zu verurteilen, die, mögen sie umstritten oder gar falsch sein, eine Antwort des Glaubens an Christus, an die Kirche und auf die historische Wirklichkeit des Volkes sein wollen.“ Die *Situation der Ordensleute* in Mittelamerika verdiene besondere Aufmerksamkeit. „Man muß über die schmerzhafteste Spannung, in der sie leben, nachdenken, eine Spannung, in der die gesamte Kirche dieser Länder steht – ein Urteil von außen wäre, glaube ich, nur ein oberflächliches.“ Die Ordensleute in Lateinamerika zeigten große Opferbereitschaft und lebten für das Volk. Er sehe wohl die Fälle extremer sozialpolitischer Radikalisierung, Fälle, in denen der Wille zur kirchlichen Gemeinschaft verlorengehe. Dies sei jedoch selten und kennzeichne nicht das Gros der in Lateinamerika tätigen Ordensleute. – Während ihres Aufenthaltes in Rom beklagten die Bischöfe *Miguel Obando Bravo* (Managua) und *Arturo Rivera y Damas* (San Salvador) öffentlich die „irreführende und gegen die Kirche Zentralamerikas gerichtete“ Informationspolitik zahlreicher auch katholischer Presseorgane. Im Anschluß an die Zentralamerika-Konferenz im Vatikan trafen die Teilnehmer mit Mitgliedern des Rates Cor Unum und Vertretern der verschiedenen europäischen Hilfswerke, darunter Adveniat und Misereor, zusammen.

## Bücher

HERMANN LÜBBE, *Zwischen Trend und Tradition*. Überfordert uns die Gegenwart? Texte + Thesen 136. Interfrom, Zürich 1981. 12,- DM.

Der Klappentext nennt das Bändchen einen „sprachlichen wie kulturphilosophischen Lesegenuß“. Man weiß, daß Verlage ihre Ware nicht anders verkaufen als Waschmittelfirmen ihre Produkte, und ist skeptisch. Im Falle der vorliegenden Essaysammlung läßt sich nach gründlicher und vergnüglicher Lektüre dieser Wertung per domo zustimmen. Man kann darüber streiten, ob „Kulturphilosophie“ nicht zu hochgegriffen ist, es handelt sich eher um zeitbezogene und zeitspezifische Realanalysen ohne große Beanspruchung spekulativer Kategorien. Es ist auch nicht alles gleich überzeugend. Manchmal begnügt sich Lübke bei der Schilderung hochkomplexer Sachverhalte sehr mit monokausalen Erklärungen: nicht alle Gesellschafts-, Politik- oder Systemkritik läßt sich als „lädiertes Selbstwertgefühl“ von „selbstapprobierten Verdrängungstherapeuten“ abtun, aber geistreich argumentieren kann Lübke als ein Meister politischer Analyse al-

lemal. Es scheint, als ob sein Standort Zürich den Blick für bundesrepublikanische Probleme und deren Auflösung noch einmal geschärft hätte. Und trotz aller Polemik findet er immer nachdenkenswertere Antworten auf falsch oder auch richtig gestellte Fragen, und er antwortet jeweils mit origineller Selbstverständlichkeit: so, wenn er die nostalgische Hinwendung zu Dingen der Vergangenheit („Musealisierung der Geschichte“) bei gleichzeitigem Traditionsverlust ebenso als Verunsicherung durch die rasch sich verändernden Lebensverhältnisse deutet wie die Flucht nach vorne in utopistische Ziele mit „progressiver Attitüde“ (S. 13 ff.); wenn er die Krise der Technik, als subjektiver Vorgang beschreibbar als Drang zur Distanzierung von eigener Zivilisation, nicht als eine „Zielkrise“, sondern als eine „Steuerungskrise“ bezeichnet, weil nicht die Ziele umstritten seien, sondern weil es schwerfalle, die „Schädlichkeitsnebenfolgen“ zu beherrschen (S. 40); oder wenn er Eltern, Bildungspolitikern und Lehrergewerkschaften gleich „pragmatisch“ klar zu machen versucht, daß Leistungsanforderungen unter Bedingungen realisierter Chancengleichheit nicht ab-, sondern zunehmen müssen (S. 79) und

daß, wer Chancengleichheit wolle und zugleich die Selektionsfolgen realisierter Chancengleichheit für illegitim erkläre, das Erbringen von Leistungen in einem solchen System unmöglich mache (S. 80). Solche noch nicht wieder selbstverständlich gewordenen Selbstverständlichkeiten findet man in dem Büchlein, ob es von Geschichtsbewußtsein, Vergangenheitsbewältigung, Kommunikationstechnik oder Bildungspolitik handelt, viele. Und gerade sie machen es zu einer sehr brauchbaren Handreichung für einen vernünftigen Umgang mit Vergangenheit und Gegenwart – im Sinne der Bewahrung von Tradition bei pragmatischem Umgang mit realen Veränderungen – als Antwort auf irrationale oder vorrationale Trends, soweit diese letztlich Realitätsflucht sind.

D. S.

HENRIC L. WUERMELING? *Die weiße Liste*. Umbruch der politischen Kultur in Deutschland. Ullstein, Frankfurt/Wien 1981. 304 S. 48.– DM.

Daß in den Archiven der Alliierten noch eine Fülle von Material nicht nur über die Zeit des Zweiten Weltkrieges, sondern auch über die ersten Nachkriegsjahre Deutschlands der Auswertung harret, ist den Forschern der neueren- und Zeitgeschichte schmerzlich bewußt und wird sich wohl in nächster Zukunft nicht ändern. Daß aber bedeutsame Quellenfunde mit einigem Spürsinn auch heute möglich sind, beweist Henric L. Wuermeling, der als Fernseh-Redakteur beim Bayerischen Rundfunk tätig ist. In den Akten des Nationalarchivs in Washington entdeckte er eine Liste mit etwa 1500 Namen von Deutschen, die von den Alliierten in der Zeit nach dem Dritten Reich eingesetzt werden sollten: die „weiße Liste“. Die Daten hatte man aus zahlreichen Quellen gesammelt: „Aussagen von gut gesinnten Kriegsgefangenen, Flüchtlingen und geheimen Quellen.“ Die größte Gruppe auf der weißen Liste war der Berufsstand der in Medien Arbeitenden, weiter folgten Verwaltungsbeamte, Namen aus der Wirtschaft, Lehrer und Wissenschaftler, Repräsentanten der Kirche und erst auf Platz sechs ehemalige Politiker. Das in dieser Liste implizierte Konzept „steckt den psychologischen Hintergrund ab und bestimmt die Bedingungen, unter denen eine neue politische Kultur aufgebaut werden soll“. Wuermeling versucht in seinem Buch darzulegen, daß die Ablösung des nationalsozialistischen Führungspersonals durch eine neue politische Elite schwieriger wurde als erwartet, und um zu zeigen, „wie die Planung des ‚Vierten Reiches‘ den alliierten Stäben völlig entglitt“ – so der Klappentext –, bedient er sich einer zumindest im Bereich der deutschen Geschichtsschreibung ungewöhnlichen Methode: Nach dem Vorbild der Interviews des US-Autors Studs Terkel über die Weltwirtschaftskrise soll das „psychologische Umfeld“ jener Zeit rekonstruiert werden. In vier Kapitel hat der Autor die Protokolle seiner Gespräche mit Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, die über ihre Entscheidungen während der Nachkriegszeit und deren Folgen berichten, gegliedert und ihnen jeweils Passagen vorangestellt, die verklammern und erläutern sollen, dieser Funktion aber nur bedingt gerecht werden. Vom „totalen Zusammenbruch der politischen Kultur“ handelt der erste Abschnitt, in dem als „Mann aus dem Widerstand“ Josef Müller zu Wort kommt, als „Mann aus der Emigration“ Willy Brandt, als „Kriegsheimkehrer“ Hans Werner Richter und als „Mann der Besatzungsmacht“ Alexander A. Klieforth. Warum gerade sie, bleibt das Geheimnis des Verfassers, so wie es auch verborgen bleibt, ob der jeweils paarweisen Anordnung der Interviewpartner im Inhaltsverzeichnis der folgenden Kapitel ein tieferer Sinn zugrunde liegt. Jeweils acht Interviews mit ehemaligen Mitgliedern der nationalsozialistischen Regierung, Besatzungskräften

und Männern der weißen Liste bilden den Kern der weiteren Kapitel, die von Demilitarisierung, Entnazifizierung und Demontage handeln. Daß und warum die auf der weißen Liste aufgeführten Personen nur zum Teil Funktionen in der Politik der Nachkriegszeit erhielten, wird herausgearbeitet: z. B. hatten eine Reihe von ihnen den Krieg nicht überlebt, der Besatzungsalltag hatte durch wechselnde Besatzungseinheiten vielfältige Um- und Neubesetzungen zur Folge, die Grenzen der Besatzungsgebiete und damit auch die Kompetenzen wechselten. Adenauer übrigens, der sich gerühmt hatte, auf Platz eins der Liste für Deutschland zu stehen, hatte diesen nur auf die Liste für Köln inne, innerhalb der Region Rheinprovinz belegte er Platz 145.

C. R.

*Maria im Neuen Testament*. Eine ökumenische Untersuchung. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 1981. 304 S. 32.– DM.

Die intensive Auseinandersetzung mit den mariologischen Fragen steht im ökumenischen Dialog zwischen der katholischen Kirche und den Kirchen der Reformation weitgehend noch aus. Maria war bisher noch kein Thema von Konsenstexten, die im offiziellen Auftrag der Kirchen verfaßt wurden. Es ist kein Zufall, daß man sich gerade im Rahmen des lutherisch-katholischen Dialogs in den USA nun dem Problemfeld Mariologie zugewandt hat: Immerhin sind den Bemühungen dieses Dialogs schon wichtige Dokumente über Amt und Eucharistie sowie über den päpstlichen Primat zu verdanken. Analog zu der 1976 in deutscher Übersetzung vorgelegten Untersuchung „Der Petrus der Bibel“ wurde zwischen 1975 und 1978 von einer Studiengruppe im Auftrag des katholisch-lutherischen Dialogs in den USA die jetzt in deutscher Übersetzung erschienene Untersuchung zu den neutestamentlichen Aussagen über die Mutter Jesu erarbeitet. Das Ergebnis der mehrjährigen Arbeit kann sich sehen lassen: Den Autoren ist eine umfassende, klare und verständlich geschriebene Darstellung gelungen. Untersucht werden nach einleitenden sachlichen und methodischen Vorbemerkungen zunächst die spärlichen Hinweise auf die Geburt Jesu in den Paulusbriefen, dann die auf Maria bezogenen Stellen in den synoptischen Evangelien und im Johannesevangelium. Außerdem wird die Johannesapokalypse mit ihren Aussagen über die „Frau“ im zwölften Kapitel einbezogen. Ein Ausblick beschäftigt sich mit Maria in der Literatur des zweiten Jahrhunderts, unter Heranziehung der Apokryphen und von Vätertexten. Die Untersuchung bleibt streng auf der Ebene der historisch-kritischen Forschung. Die einzelnen Stellen werden in den theologischen Kontext der jeweiligen neutestamentlichen Schrift eingeordnet, es wird nach den ihnen vorausliegenden Traditionen gefragt wie nach der Möglichkeit, aus den verschiedenen Aussagen Angaben über die „historische Maria“ zu gewinnen. Dabei werden jeweils Für und Wider ehrlich und offen abgewogen, der Leser erhält so einen guten Einblick in die exegetische Werkstatt; auch Meinungsverschiedenheiten unter den Mitgliedern der Studiengruppe und Minderheitsvoten werden notiert. Die Autoren hüten sich bewußt, aus ihrer Analyse des neutestamentlichen Befunds Schlüsse in bezug auf die Angemessenheit und den Sinn späterer mariologischer Lehrbildungen zu ziehen. Durch den Einbezug der Weiterentwicklung im zweiten Jahrhundert wird der Horizont trotzdem auf die notwendige Auswertung der Fragestellung hin geöffnet. Als Abschluß der Untersuchung wird formuliert: „Wenn die Kirchen heute in ihrer Bewertung Marias nicht übereinstimmen, dann liegt dies nicht nur an den unterschiedlichen Schlußfolgerungen, die sich aus der nachneutestamentlichen Entwicklung ergeben, sondern auch schon an den verschiedenen Elementen, die sich aus dem Neuen Testament ableiten lassen“ (S. 231). Damit